

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 17

Artikel: Wie ich uns sehe : ein Student über Studenten und Studentisches

Autor: Frisch, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ich uns sehe:

Ein Student über Studenten und Studentisches • Von Max Frisch

I.

Was mich eigentlich immer belustigt in der Universität: unsere Scheinreife. Oder ist es etwa nicht ein schiefer und hinkender Ulk, wenn mein Kopf schon weit über meine Jahre vorausrennt, während alles andere noch so weit hinter meinen Jahren zurücksteht?

Da erinnere ich mich etwa, wie ich einmal mit einem Mediziner zusammensaß. Das war in jener halbrunden Kaffeebar. Gott weiß, wie wir damals eigentlich darauf kamen: Wir diskutierten über die Ehe. Und wir tranken halbwarmen Tee dazu und rauchten männlich. Indessen schlüpfte einmal eine Zufälligkeit in unsere Diskussion, so daß wir abgelenkt wurden. Nämlich: Er kannte damals eine junge Dame, deren Freundin soeben vorüberging; und da wir gerade einmal daran waren, offen gegen einander zu sein, erklärte er mir plötzlich, wie er eigentlich mit ihr stünde. Mit besagter Dame. Und kurzum: Er wollte von mir wissen, ob man, wenn man — ja, so stünden also die Dinge und ob ich nun meine, daß er unter solchen Umständen ihr bereits das Duzen vorschlagen dürfte oder wie?

Wenn ich mich getreulich besinne, habe ich damals wohl gelächelt, einfach hilflos gelächelt, was ihm übrigens wehgetan haben mag, indem er glaubte, dies sei nun das mitleidige Lächeln eines Erfahrenen über den tastenden Anfänger. Denn ich hatte wahrhaftig nicht den Mut, zu gestehen, daß ich ihm leider nicht raten könnte, da ich selber noch nie in solcher Lage gewesen war — *

Hauptsache: Wir fanden wieder zurück zu unserem Thema. Man rauchte männlich und diskutierte weiter: über die Ehe im allgemeinen, vom soziologischen und medizinischen und philosophischen Standpunkt aus, über die bürgerliche Ehe, über die freie und kinderlose Ehe — — Das war sehr interessant, was wir da alles wußten.

* Sie kennen doch jene Holzpuppen, die in den Schaufenstern herumstehen? Etwa in Kleiderläden oder irgend-

wo. Mit jenem Lächeln, als wären sie wirkliche Männer, die schon Wirkliches geleistet haben. Jedermann kennt diese Scheinmännlein, die bloß die Kleider von richtigen Männern tragen und alles durch die Scheibe sehen und dennoch alles Vorübergehende lächelnd beurteilen und verurteilen, ohne daß sie je selber draußen gewesen wären, außer ihrem Schaukasten, ohne daß sie durch diese Scheiben greifen und mithandeln könnten . . .

Was ich eigentlich sagen wollte: daß unsere Universität nach allen Seiten so weite Fenster hat, finde ich schön, diese Rechtecke voll Welt, die so eine Art Inseln sind, wenn einmal eine Vorlesung uferlos wird. Andere dagegen, wenn sie den Zusammenhang mit dem Vorlesenden verloren haben, klammern sich verzweifelt an diese Schnörkel, die sie auf ihre Hefte ziehen . . .

II.

Rechtecke voll Welt, habe ich geschrieben, und dann empfinde ich mein Studentsein: Ein Scheinmännlein sein im Schaukasten, aus dem ich nicht hinausgreife und bloß hinausschau und hinausurteile.

Kurzgeklagt: Abhandlung statt Handlung.

*

Es dünkt mich eine dumme Zeit, welche sich in Vorträgen und Filmen und Büchern gebärdet, als wäre das Geschlechtliche, weil es der Liebe zugrunde liegt, diese ganze Liebe überhaupt. Man hat in dieser Richtung viel übertrieben. Bis zum Barbarischen. Und dies ist genau so widerlich wie, auf der anderen Seite, das Spielerische: wenn ihr einfach über dieses Schreien-Nahe hinwegschweigt.

Sondern greifen wir es irgendwo an: daß früher einmal die Studenten mit achtzehn Jahren Doctores waren, zum Beispiel fertige Aerzte, und heirateten. Also in einem natürlichen Alter. Indessen sind die Wissenschaften weiter geworden und neue sind hinzugekommen, so daß es mehr zu lernen gibt und wir vierundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt werden, bis wir fertig sind. Was

unter anderem bedeutet: daß uns die Universität wirtschaftlich heiratsfähig macht etwa nach zehn Jahren, da uns die Natur heiratsfähig gemacht hat. Und was dann in diesen zehn Jahren war, das verschweigt des Sängers Höflichkeit —

III.

Aber ich glaube es nicht, daß es die gesundheitliche Gefahr ist, sondern wohl über allem eine seelische Gefahr, vor der wir jungen Männer stehen und welche eine unheimlichste Seuche bedeutet: daß sich der junge Mensch für alle Zeiten seines Lebens die Liebe zur Schmiede macht, indem er sie bei einem Schmierenweib erfahren lernt. Ich kann nicht moralisch urteilen, sondern bloß ästhetisch: Dann schleppen sie durch ihr ganzes Leben jenen Ekel, den vor der simulichen Liebe, jenen verschwiegenen Ekel, den sich die Leute zum Beispiel in lauten Zoten abreagieren.

Es ist schön, daß die Sprache nur ein einziges Wort hat für all die Beziehungen zwischen Frau und Mann und daß sich unter diesem Wort der menschlichen Liebe sowohl das Göttliche wie das Tierische versteht und vermischt. Denn wenn man das Göttliche und das Tierische auseinanderreißt, wie sollte man die sinnliche Hälfte, die nun einmal da ist und sich nicht wegphilosophieren läßt, ertragen können und sich als Mensch nicht in Selbstverachtung zerquälen müssen, da sie doch tierisch ist? Aber: daß nun zwei junge Menschen, die einander wahrhaft lieben, sich nicht angehören dürfen, solange sie nicht das Heiratsgeld haben, diese Moral des Geldes ist es, was uns Studenten in eine fast erwürgende Unmöglichkeit klemmt. Soviel Unschönes gibt es da, und erst eine einzige Studentenehe habe ich gesehen, sonst nur immer diese Moral, welche den jungen Leuten, da sie das Heiratsgeld nicht haben, ihre Liebe zerreißen, indem sie ihre Körper dorthin wirft, wo ihre Seelen nicht lieben, und welche durch solches Zertrennen von Seelen und Sinnen dauernd in jenes Verhältnis zur Körperliebe stößt, welches selbstquälerisch ist.

Und die Wissenschaften werden wohl immer noch breiter, so daß es immer noch mehr zu lernen gibt. Aber da

82 Jahre



BALLY
MODELLE
19. JAHRH.

BALLY-Qualität



BALLY
MODELLE
20. JAHRH.

DIE TRADITION VERBINDET JAHRHUNDERTE



In der zoologischen Sammlung der Universität: Mammutskelett

Aufnahme Mettler

trösten wir uns für unsere Nachkömlinge, daß es der-
einst soweit kommen wird: Die Studenten werden über-
haupt erst Doctores, wenn sie in den Jahren des Joha-
nistriebes ankommen, so daß sich ihre wirtschaftliche und
ihre natürliche Heiratsfähigkeit just wieder decken. Dann
ist ja diese Verschrobenheit wieder aufgehoben, welche in
den Grundris der heutigen Universität gekommen ist und
so viele andere Verschrobenheiten bedingt.

*

Das war in einer studentischen Arbeitskolonie. Neben mir pickelte ein Deutscher. Ungefähr viermal soviel als ich. Da verschluckte ich einen schweizerischen Fluch und strengte mich volldampfig an, so daß der andere nur noch dreimal mehr leistete als ich.

Während er mir allerlei erzählte von einer sprachlichen Besonderheit aus dem Alten Testament. Daß zum Beispiel das bekannte Sprichwort ein Unsinn sei: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel eingeht.» Nämlich ein krasser Uebersetzungsfehler, indem das hebräische Wort für Nadelöhr zugleich auch ein kleines Zauntor bedeutet, so daß es richtig und vernünftiger heißen müßte: «Eher geht ein Kamel durch das niedrige Tor des Ziegenzaunes.»

Ich setzte aus; denn ich war kaputt, und der deutsche Theologe lachte sehr und zeigte mir dann, daß ich eben den Pickel ganz falsch handhabe. Und richtig: Viel leich-

ter so! Aber auch jetzt leistete der Alttestamentler noch zweimal soviel als ich.

IV.

Das mache bloß die Uebung, tröstete mich der Theologe; denn er war vorher schon sechs Monate in einem deutschen Bergwerk. Und früher einmal als Lehrling in der chemischen Industrie. Er war gleichalt wie ich und doch war ich der Jüngere.

Heute ist es schwerer geworden. Für die Werkstudenten, die Verdienstbarkeit suchen. Irgendwelche. Ich meine natürlich: gemeine Arbeit, nicht jene Heldenarbeit der Besoffenen, wenn sie mit Herkulesgeste die Verkehrs-tafeln und Firmenschilder herunterholen. Ich bin halt kein Held, sondern einer von den Philistern, welche ihren Lebensunterhalt verdienen müssen.

Oder dürfen.

V.

Nebenbei: von Politik verstehe ich, ohne aufzuschneiden, gar nichts. Und was mich dann in meiner Laienhaf-
tigkeit oft wundert: Wie kann man, da man weder den Handarbeiter noch die Handarbeit kennt, so heftig politi-
sieren? Das bedeutet: Schach spielen mit Figuren, von
denen man annähernd keine Ahnung hat. Oder nicht?
Und kluge Pläne entwerfen, ohne zu wissen, wie denn

die Läufer und wie die Bauern gehen und so. Diese politischen Rechnungen mit lauter Unbekannten finde ich ein ulkiges Gesellschaftsspiel . . .

*

Einmal lernte ich eine kostliche Bande von Deutsch-
böhmern kennen, Studenten, wie man so sagt: Kerls. Und von einem unter ihnen weiß ich noch, daß er seine 19 (in
Worten: neunzehn) Semester hatte.

«Aber sehr einfach, Mensch!» erklärte er mir: «Zwei Semester machte ich mal Architekt, ein Semester
Grube —»

«Grube?»

«Weißt nicht, was eine Kohlengrube ist? Oder sag
bloß, aus was für Geld soll ich leben? Also weiter: —»

Und so rechnete er an den Fingern zusammen, die Halbjahre in der Hochschule und die Halbjahre in der Grube, bis er zweimal seine beiden Hände voll waren; nun stand er als Achtundzwanzigjähriger vor mir und schlug mir lachend auf die Schulter:

«Pah mal auf, du, nächstes Frühjahr oder nächsten
Herbst bin ich diplomierte Architekt, ich persönlich.»

«Und dann?»

«In die Grube. Oder: arbeitslos.»

Worauf er weiterblätterte in der Zeitung, die er vor
sich hielt. Gelassen betrachtete er Seite um Seite, bis er
plötzlich von einem Bild aufblieb:

«St. Moritz ist fabelhaft, was?»

Ich nickte gewissermaßen aus Schweizerstolz, obschon
ich ja noch nie dort gewesen bin. Und indem nun seine
Augen zum nächsten Bild übergingen, fügte er hinzu:

«Überhaupt eure Schweiz: allerhand. Als ich in St. Moritz
ankam . . .»

Jawohl: er stammte aus Brünn und hatte St. Moritz
besucht, bevor er hier ins Oberwallis kam. Jetzt saß er
also mit mir in dieser Pinte und sagte, daß er Zermatt
natürlich auch noch sehen müßte. Ich hatte Zermatt da-
mals noch nie gesehen und fragte nun: Zum Donner, wie
sie denn durch die ganze Schweiz reisen würden?

«Mensch! Nur hör mal: mit dem Auto natürlich.»

«Was für Auto?»

«Jedesmal ein anderes natürlich. Weißt du: wir sind ja
mit jeder Marke zufrieden, die uns wieder ein bissel mit-
nimmt.»

Und dann erzählte ein anderer weiter: bei Chur hätten
sie Pech gehabt, als sie so am Straßenrand hockten und
wieder auf ein Auto gewartet hätten. Elf Uhr nachts
wäre es geworden, und von Auto kein Ton. Zwölf Uhr
hätte es in Seilen zu regnen begonnen. Um ein Uhr waren
sie sich einig: Machen wir's halt zu Fuß! Bis morgen früh
gingen sie durchs Tavetsch. Aber über der Oberalp
hatten sie wieder pfundig Schwein gehabt: prima Fiat.
Und dann über die Furka: auch jener Chrysler sei nicht
zu verachten gewesen.

Eigentlich kam ich mir reichlich blöd vor mit meiner
Ausrede, daß ich noch nie in St. Moritz gewesen wäre,
weil ich kein Geld hätte. Da lachten sie im Chor:

«Geld?»

Als hätte ich etwas recht Altmodisches gesagt, etwas,
das es überhaupt schon gar nicht mehr gibt.

«Wozu Geld, Junge? Geld brauchen doch bloß die rei-
chen Leute, die welches haben.»

VI.

Und was ihr Essen betraf: nachdem sie das schöne Tal
kreuz und quer photographiert hatten, vertauschten sie
ihren Apparat gegen Proviant und ein anderer entdeckte
strahlend, daß er ja noch einen Pullover trug, den er ver-
kaufen könnte; wie er auf den Tisch sprang, daß die Glä-
ser klimmten und sofort Aufmerksamkeit schufen, und
ausrief:

«Edt muttergestrickt!»

*

Was ich auf der Universität vor allem gelernt habe: die
Einsamkeit. Denn gerade indem wir Studenten so gerne
über Gemeinschaften reden, verraten wir uns wohl dem
Kundigen, wie wir nur Eines gemeinsam haben, dieses Be-
wußtsein, daß wir keine Gemeinschaft sind.

Da gab es einen Haussball. Das war vergangene Fast-
nacht in einem Privathaus. Und ich lernte eine junge
Schauspielerin kennen, verliebte mich schlagfertig, und
dann reiste sie weit weg. Und was zurückblieb: der Sohn
jenes Hauses und ich, der inzwischen auch wie ein Sohn
aufgenommen wurde in jenem Haus. Denn wir Zwei und
die junge Schauspielerin, die nun kaum mehr etwas von
sich hören ließ, waren als Kleeball oft zusammen gebum-
melt. Zwar weiß ich nicht, ob dieses, was Fritz mir nun
geworden ist, schon alles ist, was man unter dem Wort
Freund zu erwarten hat. Immerhin ist er mir der Wen-
igst-Fremde geworden: durch jenes Kleeball.

VII.

Aber ich habe vergessen, zu bemerken: Dieser Fritz
und ich, wir sind nämlich vorher schon volle fünf Jahre
zusammen ins gleiche Gymnasium gegangen, in die gleiche
Klasse, und dann volle zwei Jahre zusammen auf die
selbe Universität, in die selben Vorlesungen. Und wir
haben eigentlich fast nichts von einander gewußt.

Denn auf einer heutigen Universität arbeiten wir an-
einander vorbei: wie auf dem Turm zu Babel.

“WESHALB

zahlen Sie denn
mehr als ich ?



IHRE
ZAHNPASTA

kann ja nicht besser sein als meine ” !

Der besondere Reiz einer Frau liegt in ihrem Lächeln... aber ohne Zähne von reinstem Weiss ist ein jugendliches, anziehendes Lächeln undenkbar. Ich habe deshalb der Wahl der Zahnpasta immer meine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ich verwende die Listerine Zahnpasta, denn kein anderes Produkt, selbst viel teurere, hatte mir je so gute Dienste

geleistet ! ”...

Um stets Zähne von blendendem Weiss zu besitzen, müssen Sie es mit der Listerine Zahnpasta versuchen. Wie viele tausend andere werden auch Sie eine rasche und sichere Wirkung feststellen. Mit der Listerine Zahnpasta wird jede Spur von Entfärbung oder Tabak rasch zum Verschwinden gebracht. Was nützen die schönsten Augen der Welt in einem Gesicht mit reizlosem Lächeln ?

Die unvergleichliche Wirksamkeit der Listerine Zahnpasta beruht auf ihren besonderen Elementen die, nebst reinigenden Eigenschaften, auch den Zahntein radikal entfernen und den Zahnschmelz polieren, ohne ihn zu beschädigen. Die Listerine Zahnpasta hinterlässt im Munde, besonders am Zahnmuskel, ein sehr angenehmes Gefühl der Frische. Die grosse Tube kostet nur Fr. 1.50, also fast zweimal weniger als andere Zahnpasten erster Qualität.



LISTERINE

ZAHNPASTA

Die Fabrikanten der Listerine Zahnpasta empfehlen Ihnen die Pro-phy-lac-tic Zahnbürste.

Engros: PAUL MÜLLER A. G., Sumiswald



Der genussfindige Raucher bevorzugt
CIGARES
HAVANES
Admiral
MARKE
SCHMETTERLING (Fr.)
RÜESCH, KUNZ & CIE.
vorm. R. Sommerhalder • Burg b. Menziken



Können Sie das auch?
EIN FORTSCHRITT IN DER HYGIENE.

Richtig hygienische Zahnpflege ist nur möglich mit einer hygienischen Zahnbürste. Diese Forderung der modernen Wissenschaft ist endlich erfüllt. Die IMPLATA Sicherheits-Zahnbürste können Sie vor und nach dem Gebrauch mit ganz heißem Wasser reinigen, ohne daß die Borsten ausfallen; denn jedes Borstenbündel ist in einer eingesetzten, nicht oxydierenden Metallplatte durch starke, dreizackigen Anker, sicher befestigt. IMPLATA wird von führenden Zahnärzten sehr empfohlen. Erhältlich in allen Formen und Ausführungen. Nicht teurer als eine gewöhnliche Zahnbürste. Achten Sie beim Einkauf genau auf die Metallplatte.

IMPLATA
Die Zahnbürste mit Metallplatte

Bürstenfabrik
Ebnat-Kappel A.-G., Ebnat-Kappel

